

## Offener Brief an die anonymen Mäzene

Von Martín Zubiría (\*)



Mehr als  
siebenhundert  
Leute strömten ins  
«Independencia»  
um der Premiere  
der barocken Oper  
Céfalo y Procris  
beizuwohnen.

Sehr geehrte Damen und Herren: sicherlich mag es demjenigen, der dort drüben in Mitteleuropa in einer Stadt wie Basel wohnt, die wie wenige andere seit Jahrhunderten von Zivilisation und Kultur verwöhnt wird, schwer vorstellbar erscheinen, wie sehr wir, die Bewohner dieser andinen Oase, die mit Beharrlichkeit von unseren Vorfahren mit Olivenbäumen, Pappeln und Reben bepflanzt wurde, es schätzen und dankbar sind, ja wie gut es uns tut, in diesen Tagen unentgeltlich einem aus vielen Gründen erinnerungswürdigen musikalischen Abend beigewohnt haben zu dürfen. Ich beziehe mich auf die Aufführung einer Oper, die uns eine so angesehene Persönlichkeit aus der Welt der Musik wie Frau Daniela Dolci mit der Qualität einer kontinentalen Premiere und einer aussergewöhnlichen künstlerischen Besetzung im Theater Independencia in dieser Stadt Mendoza dargeboten hat. Falls unsere Erwartungen vor diesem Schauspiel hoch waren, so wurden diese mit Abstand befriedigt. Wenn ich nun dem Impuls, diesen Brief zu schreiben, nachgebe, dann weil ich einer der Hunderte von Zuschauern war, der stehend in einem randvollen Theater eine so aussergewöhnliche Vorführung bejubelte – viele Leute konnten nicht einmal in den Saal eintreten –, dass diese eines Tages in die Annalen unseres kulturellen Lebens eingehen wird. Für uns war es im wahrsten Sinne des Wortes ein erinnerungswürdiges Ereignis: wir durften mit unsren Augen – viele zum ersten Mal in ihrem Leben – eine «barocke Oper» betrachten, die mit professioneller Sicherheit in Szene gesetzt wurde – an dieser Stelle muss man die feinfühlig rechte Hand, den Countertenor Sergio Pelacani, erwähnen, der für die Regie verantwortlich war – und die mit den spezifischen Requisiten versehen war, die ein solches Werk verlangt: barocken Instrumenten, Sängern mit einer für diesen Stil sorgfältig ausgebildeten Stimme (ganz anders als die des «Bel Canto»!), geschmeidigen Tänzern für die Ausführung von kaum vorstellbaren Schritten und Bewegungen, einer Garderobe und einem Bühnenbild, die beide auf passende Art und Weise dem Geist der Musik entsprachen und in ihrer Gesamtheit Augen und Ohren, das Herz und den Verstand erfreuten.

Ich kann nicht verschweigen, dass einigen unter uns die Brust vor Stolz anschwellte – und zwar denjenigen unter uns, die solche Sachen lieben, wie sie sich verdienen, nämlich nicht als einfache Zierde, sondern als etwas, wofür es sich zu leben lohnt – als wir sahen, wie die ersten Sänger – der Sopran Graciela Oddone aus Buenos Aires und der Tenor Gonzalo Cuadra Balagna aus Santiago de Chile, deren Stimmen ohne Zurückhaltung die Zuhörer fesselten – mit einzigartiger Kompetenz von Musikern aus Mendoza unterstützt wurden, die sich seit vielen Jahren der im Schatten stehenden wie auch wunderbaren Aufgabe widmen, die unerschöpflichen Schätze der «Alten Musik» davor zu bewahren, in Vergessenheit zu geraten und so hartnäckig in einem quijotesken Unternehmen, um es so zu nennen, das Licht der Flamme, die nicht sterben kann und auch nicht darf, vor dem brutalen Imperium der postmodernen Zwanglosigkeit, der Schreie, des Lärms, der Lautsprecher und des brutalen feindlichen Widerstands gegen jegliche Art von Differenziertheit beschützen; die Flamme der Kunst, die «sich nicht verkauft». Und das, obwohl

sich jene Musiker gezwungen sehen, ihre Arbeit unter prekärsten Bedingungen auszuführen: nicht nur ohne die geringste «konkrete» Unterstützung vonseiten der offiziellen Verantwortlichen für «Kultur», sondern sogar gegen eine Politik, die alles platt walzt, was sich über die immer tiefer liegende Grenze davon, was sie als vernünftig einschätzen, hervorzuheben traut; diese Grenze, die von der Diktatur der Medien aufgedrängt wird, welche sagen: von Bedeutung ist nur «das Aktuelle», «nur der Rock», «nur der Sport», «nur die Politik», «nur die Neuigkeiten».

Am Tage der Premiere strömten mehr als siebenhundert Leute ins Theater «Independecia», um eine barocke Oper zu sehen... Die Eintrittskarten waren innerhalb eines Morgens vergriffen. Und das gleiche geschah mit denen, die für die Aufführung am folgenden Tag vorgesehen waren. Das für diese Oper erweckte Interesse war so gewaltig, dass die Künstler - sie selbst voller Erstaunen und Freude - nicht zögerten, eine dritte Vorstellung darzubieten, deren Eintrittskarten ebenfalls augenblicklich vergriffen waren. Dies ist bei uns nicht üblich. Aber nicht, weil es kein Publikum gibt, das ernsthaft interessiert ist, Aufführungen dieses Genres beizuwohnen, sondern ganz einfach nur, weil es einem solchen Publikum vorenthalten wird. Es stimmt – so zumindest lautet es vonseiten derjenigen, die bei der Verwaltung der öffentlichen Gelder die Peitsche schwingen - dass unsere Mittel knapp sind (für gewisse Sachen...; für andere nicht) und es stimmt auch, dass eine Gratisvorstellung für viele zugänglich ist, aber es ist nicht weniger wahr, dass ein beschämender Missbrauch gegen die Bevölkerung im Allgemeinen begangen wird, wenn einige unverantwortliche Behörden, Leute ohne Bildung und Vernunft, glauben, dass sich die Förderung der Kultur auf zwei Sachen beschränkt: das, was nicht «lateinamerikanisch» ist, als inexistent zu erachten und die Folklore vor «anderen Einflüssen» zu beschützen...

Ich brauche Ihnen, verehrteste Damen und Herren, meine anonymen Mäzene der Stadt Basel, nicht zu erklären, dass die «barocke Oper» eine besonders komplexe künstlerische Gattung ist, bei der die Würde eiserne Vorschriften auferlegt, bei der jedes Wort, jede Geste oder Bewegung aus dem alltäglichen Leben, jeglicher «Naturalismus» abgelehnt wird, da dies als unangebracht und vulgär erachtet wird, bei der es ausser der symbolischen Sprache auch eine grosse Anzahl Konventionen zu beachten gilt, die in unserer Zeit, in der man immer weniger weiss, was bei der Behandlung von Menschen Anstand und «Abstand» bedeuten, ein wenig merkwürdig, künstlich, hochnäsiger (darüber beklagte sich seiner Zeit auf donnernde Weise ein Landsmann von Ihnen, der Genfer Rousseau, und gab uns so den Anfang einer neuen Epoche in unserer Geschichte) wirken. Deswegen ist es auch nicht möglich ein solches Werk gebührend zu schätzen, wenn man, wie es bei uns des Öfteren vorkommt, viele unerlässliche Grundkenntnisse über die Musik und die Geschichte der Kunst im Allgemeinen nicht hat. Aber zu unserem Glück waren Sie der Meinung, dass dieses Wissen nicht unbedingt unabhömmlich ist und haben es bevorzugt, am elementaren Prinzip festzuhalten, dass man dem Publikum, wenn es um Kultur geht, nur das Beste und das Höchste seines Genres bieten sollte, nämlich immer das nährende Gehaltvolle statt des «unterhaltenden» Trivialen, vor allem bei jenen Werken, die geschaffen wurden, um ewig in der Wertschätzung und im Gedächtnis der Menschen fortzuleben. So haben Sie aus der weiten nördlichen Hemisphäre, in der Sie leben und dort auch wenig über uns wissen, sich durchaus geweigert, uns gering zu schätzen, uns als «unfähig» zu erachten, eine barocke Oper zu verstehen. Sie haben das oberflächliche Urteil derjenigen, die mit süffisanter Miene behaupten, dass diese Sachen «sehr schwierig» sind und «niemanden interessieren», nicht zugelassen. Sie wissen, dass es eine unendliche Dummheit ist zu glauben – und es sind viele, die dies tun, auch unter uns –, dass es genug ist, dem Volk «Brot und Zirkus» zu geben. Sie haben auf eine mich «rührend» erscheinende Art an die Sensibilität, an die Fähigkeit zur Bewunderung, an den Geist von vielen hunderten von Mendosinern geglaubt (in deren Namen ich Ihnen diesen Brief

schreibe, nicht weil mir jemand den Verdienst oder das Recht zugesprochen hätte, dies zu tun, sondern weil ich mich durch eine Dankbarkeit bewegt fühle, von der ich glaube, dass sie nicht nur die meinige sein kann) und mit einem unfehlbaren Sinn für guten Geschmack in das Talent von Frau Daniela Dolci vertraut, um eine kulturelle Umsetzung zu unterstützen, in deren Genuss wir – was jedoch nicht der Fall war – in unseren Breiten nie hätten kommen können. Und wenn ich dies sage, so denke ich nicht nur an das Ausmass der Ausgaben, die sicherlich beachtlich gewesen sind, sondern, obwohl ich mich eine ungewohnte Scham ergreift, an die ungehobelte Mentalität von mehr als einem Funktionär, von mehr als einem Politiker, von mehr als einer «akademischen» Behörde... Aber ich glaube, dass noch rührender die prompte und warme Antwort vieler Mitbürger war, unter denen sich auch etliche junge Leute befanden, die auch, ohne dieses Phänomen «Barock» genau fassen zu können, durstig nach wahrhafter Kultur lange Schlangen auf sich nahmen, um dieser Aufführung auf Französisch (!) über «Cephale et Procris» beiwohnen zu dürfen; einer lyrischen Tragödie, die von einer genialen Frau komponiert wurde, die merkwürdigerweise in Vergessenheit geraten ist, obwohl sie zu ihrer Zeit vom «Sonnenkönig» selbst bewundert worden war: Elisabeth-Claude Jacquet de la Guerre. Und schliesslich auch rührend zu sehen, wie, als der Vorhang fiel, eine Salve von Applaus unaufhörlich wiederhallte und zwar zu Ehren der Künstler, die alle mit einem unbestreitbar professionellen Talent uns an einem wahren Fest teilnehmen liessen und für die wir Parterre, Parkett und sogar die letzten Bänke der Galerie füllten. Wer könnte darüber schweigen, was er gesehen und gehört hat?

Für dieses unverdiente Geschenk, mit dem wir auf eine Art beehrt wurden, die uns Mut gibt, freue ich mich Ihnen, meine Damen und Herren Mäzene aus der berühmten Stadt Basel dort bei den Wassern des Rheins und der Berge des Juras, von der Erde am Fusse der südlichen Anden aus, die wir für nichts tauschen würden und deren Ruf sich mit derselben eifrigen Geschwindigkeit wie derjenige seiner Weinberge über den Erdball verbreitet, das Gefühl unserer aufrichtigsten Dankbarkeit ausdrücken zu dürfen.

(\*) Von Martín Zubiría - Facultad de Filosofía y Letras. Universidad Nacional de Cuyo